

## Ulrich von Hutten

Rede zur Huttenfeier der Universität Gießen, gehalten am 17. Juni 1938

von Alfred Göze

Ulrich v. Hutten ist einer der wenigen Edelleute, die uns zwischen den Gelehrten, Künstlern, Priestern, Handwerkern und Landsknechten begegnen, die das geistige Leben unseres 16. Jahrhunderts erfüllen. So ist es zunächst nötig, den Ort zu bestimmen, den im Gesamtleben jener Zeit der deutsche Ritter einnimmt. Der Ritterstand, im Mittelalter gesellschaftlich die höchste Schicht im gesamten Abendland, zeigte im deutschen Süden und Westen schon seit dem Ende des 13. Jahrhunderts Spuren des Verfalls, die seitdem immer deutlicher geworden waren. Durch übermäßige Erbteilung und beginnende Entwertung des Grundbesitzes war die Ritterschaft in ihren Grundlagen bedroht. Sie sah mit Entrüstung, wie die reichen Städte zu einer Macht im Staate wurden, die dem absteigenden Burgherrn bald auch geistig und gesellschaftlich über den Kopf wuchs. Von der andern Seite bedrängten ihn die erstarkenden Fürsten, die bei Abrundung ihrer Gebiete in dem niederen Adel ein schweres Hemmnis sahen. Gleichzeitig kam eine neue Art der Kriegführung mit geschlossenen Fußheeren und schwerem Geschütz auf: die sich ihrer zuerst bemächtigten, waren die Städte. So stand die Ritterschaft mit ihren Bestrebungen der neuen Zeit überall hemmend im Wege, mit ihren Leistungen lag sie immer entbehrlicher seitab. Ein Stand aber, dessen Leistungsfähigkeit nicht mehr in alter Weise beansprucht und geschätzt wird, muß über kurz oder lang auch innerlich sinken. Jedes Gefühl der Unterordnung und Selbstüberwindung schwand den Rittern, ihre entarteten Sprößlinge wurden Verbrecher und Schmarozer, Buschklepper und Heckenreiter ohne Daseinsberechtigung. Der Endkampf der gesunkenen Ritterschaft fällt in den Beginn der Reformationszeit, und indem einer ihrer letzten Kämpfer zugleich einer der begabtesten Söhne des Standes wird, erhält dieser Endkampf einen Zug geschichtlicher Größe, der ihm sonst

abginge. Dem Wirken Ulrichs v. Hutten aber wird, indem es seinen Platz in diesem letzten, ohnmächtigen Aufbäumen der deutschen Ritterschaft erhält, zugleich auch schon der trübe Ausgang vorausbestimmt.

Die Hutten sind in unserm Land seit dem 13. Jahrhundert urkundlich bezeugt, reinblütige Menschen nordischen Stammes; die Erinnerung des Geschlechts reicht bis ins 10. Jahrhundert zurück. Seit dem Untergang der Hohenstaufen war Hutten's Heimatland ohne weltlichen Herzog, und so konnte sich die Ritterschaft in den Landen um Main und Fulda ungehemmt entfalten. Durch Ämter und Lehen kamen die Hutten hoch, auch im Rauben und Sengen leisteten sie ihr Teil. Ulrich v. Hutten zählt nicht weniger als dreißig seines Namens und Geschlechts, die Kaiser Max im Krieg gedient haben. Auf Steckelberg saß um 1500 Ulrich v. Hutten, der Vater des Dichters. Die Burg auf steilem Berg (das besagt ihr Name) liegt zwei Stunden von Schlichtern, sechs von Fulda entfernt, nahe beim Dorf Hutten, das bedeutet „zu den Hütten“. Eng und düster waren die Häuser der Burg, von der nur noch Trümmer stehen, auf schmalem Bergkegel hinter den Mauern zusammengedrängt. Die mageren Felder warfen dem Burgherrn eine spärliche Rente ab und ließen jahrein jahraus Arbeit und Sorge nicht ausgehen. Der Vater Hutten — wir kennen ihn gut — war ein harter, verschlossener Mann; er hatte im kaiserlichen Heer gegen die Türken gefochten. Am 21. April 1488, vor 450 Jahren, wurde sein erster Sohn geboren und auf den Namen des Vaters getauft. Nicht viel mehr als sein ritterliches Blut bekam er in das Leben mit, das damit begann. Obwohl er der älteste war, bestimmte ihn der Vater für den geistlichen Stand, ehe er wissen konnte, was ihm nütze und gut und wozu er geschickt wäre. Zum Mönche war dieser Junge nun sicher nicht geschickt, doch der Vater beharrte darauf mit verhängnisvoller Zähigkeit. 1499 brachten ihn die Eltern in die Klosterschule des Stiftes Fulda. Mit diesem unverantwortlichen Entschluß des Vaters ist das Leben des Sohns in verhängnisvolle Richtung gedrängt. Seine streitbare Natur war das Ergebnis seiner Abstammung und Erziehung — der Erbe solcher Eigenschaften wurde dem Mönchtum überantwortet! Der Abt von Fulda, Johann II. von Henneberg, war streng kirchlich, im übrigen eine Null, und auch sonst fehlte es nicht an Bildungsfeindschaft im Kloster. Dort walteten die Urbilder der Viri obscuri, die Crotus Rubeanus 1515 im ersten Teil der Dunkelmannenbriefe verewigt hat. Als Hutten's Eltern den Sohn aus andächtiger, guter Meinung ins Kloster brachten, hatte sich der Elfjährige

nicht widersteht. Als er aber zu sich selbst erwachte, wollte ihn bedünken, er wisse seiner Natur nach in einem andern Stande Gott besser zu gefallen und der Welt ehrbarer zu dienen. Der Ritter Eitelwolf v. Stein wurde seine Zuflucht, einer der ersten in Deutschland, die in hoher Staatsstellung den humanistischen Studien lebten. Nach langen Reisen durch Italien war er in den Dienst des Kurfürsten Johann Cicero von Brandenburg getreten. Später förderte er den Humanismus als Berater von dessen Sohn Albrecht, des hohenzollerschen Erzbischofs erst von Magdeburg, dann auch von Mainz. Für den jungen Hutten hatte er früh ein Herz, seit ihm bei einem Besuch in Fulda der rasche Knabe aufgefallen war. Er schützte ihn vor dem Drängen des beschränkten Abtes, Mönch zu werden, mit dem denkwürdigen Wort: Tunc hoc ingenium perderes? Aber der starrsinnige Vater ließ von dem Plan nicht ab, und so mußte sich der Sohn selber helfen: 1505 floh er mit seines Freundes Crotus Hilfe aus dem Kloster. Ein Gelübde brauchte er nicht zu brechen, denn er hatte noch nicht Profess getan. Der eine Schritt hat über alles Weitere entschieden; Huttens ganzes Leben war fortan den heftigsten Schicksalsstürmen ausgesetzt.

In den folgenden Jahren hat Hutten die Hohen Schulen von Köln, Frankfurt an der Oder und Erfurt besucht — ob in dieser Folge, steht nicht völlig fest. In Köln konnte er die Freundschaft mit dem um acht Jahre älteren Crotus erneuen. Der Vater zog die Hand völlig von ihm ab: des Sohnes Flucht durchkreuzte seine Pläne und brachte ihm Verdruß mit dem befreundeten und benachbarten Kloster, das er sich möglichst eng hatte verbinden wollen. Zunächst erfuhr der Vater auch nicht, wo der Sohn weilte, denn der fürchtete, zurückgeholt zu werden. Wiederum dachte der Vater ihn am sichersten zurückzuzwingen, wenn er ihn ohne Mittel ließ. Aber der Junge kam nicht bei, und wovon er damals gelebt hat, ist bis heute ein Rätsel. Offenbar hat er damals den Grund gelegt zu seiner Kunst, die Freunde anzuborgen, in der er es nachmals weit bringen sollte. Am 26. April 1506 wurde die hohenzollersche Universität Frankfurt an der Oder eingeweiht; Hutten war schon zehn Wochen vorher dort und wurde als einer der ersten in die Matrikel eingetragen: Udalricus de Hutten ex Buchonia. In Frankfurt erlangte er den niedersten akademischen Grad, den Baccalaureat, bei dem es für ihn bleiben sollte — nie hat er von einem akademischen Titel Gebrauch gemacht. Seine ältesten Elegien gehören in diese Zeit: die üblichen lat. Distichen, wohlklingend und flüchtig, doch noch völlig ohne Huttensches Gepräge.

Noch im Jahr 1506 ging Hutten nach Erfurt, neben dessen hoher Schule damals (nach Luthers Ausdruck) alle andern in Deutschland als kleine Schützenschulen galten. Er lernte Cobanus Hessus und Mutianus Rufus kennen und verehren: fortan gehörte er im humanistischen Lager zur mutianischen Kohorte. Für die Gegenseite war er damit gezeichnet: „Er ist ein Poet, er spricht Griechisch, also steht es schlimm um sein Seelenheil. Poeten verderben die Universitäten“ — so urteilten die alten Herren. Aber auch Mutian, der weiche Domherr, der die Beata tranquillitas als Leitwort über seine Tür geschrieben hatte, schlug wohl oft das Kreuz vor dem jungen Hiskopf und Poeten von Beruf, der so mutwillig über die Stränge schlug. Eine Kerze hatte Mutian anzünden wollen, und nun brannte der Scheiterhaufen lichterloh! Dabei hat der begabte Jüngling damals die ganze humanistische Formkunst in sich aufgenommen und alles gelernt, was von Mutian und den Seinen zu lernen war. Er konnte seine Lehrjahre als beendet betrachten; die Wanderjahre begannen.

Die Wanderlust lag dem unruhigen Mann tief im Blut. Die Fremde als Fremde reizte ihn mit ihren Stürmen und Gefahren. „Undique sunt patriae rura domusque meae“ ist sein Wort. Was Huttens damalige Reise für Absichten und Erlebnisse birgt, wissen wir wieder nicht: im Spätjahr 1509 treibt er schwer krank und mittellos an die pommerische Küste; über der Zwischenzeit liegt Dunkel. Wir wissen nicht einmal, ob das Wort naufragium, Schiffbruch, das er von seiner Lage gebraucht, buchstäblich zu nehmen ist oder bildlich. Über seine Krankheit wissen wir nur zu gut Bescheid: als einer der ersten in Deutschland ist er der entsetzlichen Modetrankheit verfallen, die wahrscheinlich die Matrosen des Kolumbus aus Westindien mitgebracht haben. In Greifswald nehmen ihn der reiche Jurist Henning Lös und sein Vater, Bürgermeister Lös, in ihr Haus auf und strecken ihm Geld vor, wie es Hutten später darstellte, nur um Ruhm davon zu haben. Bald überwerfen sich Gönner und Poet, und mitten im kalten Winter brannte Hutten durch; sein Ziel war Rostock. Aber unterwegs holten ihn die Diener der beiden Löse ein und pfändeten ihn um seine Kleider und selbst um seine paar Bücher. Halb nackt und voller Wunden kam er nach Rostock. Durch starke Proben seiner Begabung erweckte er rasch Teilnahme, erholte sich, kam geradezu in Mode als vates novus, und so fühlte er sich zum erstenmal im Vollbesitz seiner Dichterkraft. Empörende Unbill hat ihn mit 22 Jahren zum Manne geschmiedet, das Erlebnis hat ihn entscheidend bestimmt.

Seine Muse wurde der Zorn: die Kampfschrift gegen die Loffler, *Querelarum libri duo*, ist die erste, die seines Geistes Zeichen trägt, enthält seine ersten Verse, die mehr als bloße Verse sind. Zitternd vor Zorn schildert er sein Erlebnis und ruft das Gemeingefühl der deutschen Humanisten gegen die banausischen Gegner auf, so daß wir zugleich eine humanistische Rundschau über das damalige Deutschland erhalten. Den beiden Löwen im sichern Greifswald hat der Racheruf des zornigen Dichters wenig geschadet; auch im Urteil der Nachwelt hätte er sie bei einem Haar nicht angefochten, denn erst spät und zufällig ist ein Druck der Querelen aufgetaucht.

Huttens nächste Schrift, im Frühling 1510 nach einer mittelalterlichen Quelle entworfen, ist sein *Nemo*. Er spielt eine Rolle in den damals wieder einsetzenden Beziehungen zu seiner Familie. Seinen Adel hatte er in den Augen der Seinen durch seine unritterlichen Studien verwirkt, einen Titel hatte er nicht aufzuweisen, der das gutgemacht hätte; was er trieb, waren im Auge des Vaters *nugae*, Nichtigkeiten. Das bekam Ulrich in jedem Brief zu hören. In seinem ihm vorgeworfenen Nichts nahm er die Rolle des *Nemo* auf, des *ὄτις*, mit dem Odysseus den Rhyklopen äfft, ein Niemand, der als wirkliche Person erscheint, von dem ganz außerordentliche Dinge ausgesagt werden, bis er plötzlich als bloße Verneinung zerplatzt, wie eine Seifenblase. Niemand war vor Erschaffung der Welt, Niemand kann und weiß alles, Niemand ist frei von Fehlern, Niemand ist in der Liebe weise, Niemand kann zweien Herren dienen usw.: das Ganze ein Federpiel voll logischen und sittlichen Wises, voll vaterländischer und kirchlicher Kritik, Gedanken eines Mannes, der die Welt gesehen und über vieles Menschliche nachgedacht hat. Wehmütig steht dazwischen auch ein Seufzer über die eigne Not: *Nemo refert studiis praemia digna bonis*.

Immerhin war durch diese Bücher die lange verlorene Fühlung mit Vater und Verwandten hergestellt. Der Vater ließ sich vernehmen: wenn Ulrich zurückkehren, die Narrenspößen (das sind die *bonae literae*) aufgeben und dafür die Rechte studieren wolle, so solle er bei einem juristischen Vetter in Italien Aufnahme finden. Aber der Sohn war noch nicht mürbe genug, um dergestalt unterzuschlüpfen. Erst machte er noch in Wittenberg und Leipzig Versuche, durch eigne Vorlesungen sein Brot zu verdienen. Aber die Scholastik saß, zumal in Leipzig, noch zu fest im Sattel, als daß der Humanist ans Ziel hätte kommen können. Noch im Sommer 1511 setzte Hutten den Fuß weiter und

wanderte in äußerster Dürftigkeit durch Böhmen und Mähren nach Wien. Hier hatte der Humanismus unter Konrad Celtes Fuß gefaßt, Joachim Badian war damals der führende Geist und nahm Hutten auf, wie einen zweiten Odysseus. Ein Gedicht, das Hutten unterwegs gelungen war, ließ Badian in rascher Begeisterung drucken. Es ist ein Aufmahnungsgedicht an Maximilian, in dem der Kaiser zum Krieg gegen das übermütige Venedig aufgerufen wird. Von der eignen Sache und den literarischen Händeln wendet sich Hutten ein erstes Mal zu der großen Sache des Vaterlands. Er zürnt über die Schmach, die das Reich von Venedig erfahren hat, und vereint die Stimmung der Zeit gegen venezianischen Übermut mit der Abneigung des Ritters gegen einen Freistaat von reichgewordenen Krämern. Geschichtlich stand er freilich auf der falschen Seite, nicht zum letztenmal in seinem Leben: das ist das Erbteil seiner Geburt und seines Temperaments. Das Kaisertum faßt er in seiner ganzen mittelalterlichen Höhe: von rechtswegen ist dem Kaiser die ganze Welt untertan. Dabei wird unserm Dichter zum erstenmal der Widerspruch zwischen der geistigen Blüte und dem staatlichen Verfall Deutschlands bewußt.

Seine äußere Lage hat sich auch in Wien nicht gebessert. So geht er im Spätherbst 1511 auf des Vaters Vorschlag ein und zieht nach Italien: vom Frühling 1512 bis 1513 verlebt er seinen ersten italienischen Aufenthalt. Mitte April 1512 beginnt er in Pavia das Studium der Rechte, mit dem Herzen war er doch mehr bei den gern gepflegten griechischen Studien. Mit seiner Gesundheit stand es übel, und als nach der Schlacht bei Ravenna die Franzosen Pavia besetzten und ihn drei Tage im engen Gemach gefangen hielten, da dichtete er sich tiefverzagt eine Grabschrift. Kurz darauf drangen die Schweizer in die Stadt, sie hielten ihn für einen Mitkämpfer der Franzosen und plünderten den kranken Mann zum zweitenmal rein aus. Völlig mittellos floh er nach Bologna. Der äußerste Mangel zwang ihn, Kriegsdienste zu nehmen — eine böse Störung seiner Studien und eine Qual für den kranken Mann. Aber der begabte Kopf gewann aus dem Kriegsgetümmel eines seiner frischsten und reizvollsten Werke, sein Buch Epigramme an Kaiser Max. Das Büchlein folgt dem wechselnden Gang der italienischen Feldzüge und bringt uns Sieg und Niederlage, Hoffnung und Sorge, Verrat und Bündnisse zu lebendig wechselvoller Anschauung. Maximilian wird zu Zorn und Härte gemahnt. Das stolze Venedig vergleicht Hutten mit Troja vor dem Fall; die Franzosen werden als Hähne verspottet, die sich gegen den Adler erheben

wollen. Das Merkwürdigste und für Huttens Entwicklung Bedeutsamste ist aber, daß sich der Schluß der Epigramme (fünf Jahre vor Luthers Thesenanschlag!) gegen den Papst richtet. Der kriegerische Julius II., der geistliche Lenker der Ligenkriege, öffnet dem deutschen Ritter die Augen über das Papsttum: statt eines Hirten ein Wolf, statt der Schlüssel das Schwert in der Rechten, das Verderben der Welt, in allen Stücken Petrus und vollends Christus unähnlich, führt er die gläubige Welt in die Irre, verkauft im Ablass den Himmel, den er selbst gar nicht besitzt, aber — hier wird Hutten zum Protestanten 14 Jahre vor dem Reichstag zu Speier:

Über so lange im Himmel ein anderer herrschet und donnert,

Stell ich um himmlisches Gut nimmer als Käufer mich ein.

Noch andern Männern ist gerade an Julius II. der große Widerspruch klar geworden zwischen Kirche und Papst der Zeit, und dem, was sie ihrer ursprünglichen Bestimmung nach sein wollten. Luther hat an Huttens Versen seine Freude gehabt, dagegen Erasmus, der von Freunden für ihren Verfasser gehalten wurde, hat sich darüber schwer geärgert. Für uns bleibt der Einwand: der deutsche Ritter hat die Zustände im päpstlichen Rom nur von fern, gewissermaßen nur von der Straße aus gesehen. Die europäische Politik und das innere Leben der Kirche sollten ihm zeitlebens eine verschlossene Welt bleiben. Um so bemerkenswerter ist der Mut, mit dem Hutten als einzelner die Kirche in ihrem Haupt angreift. Darauf hat der Humanist Beatus Rhenanus das Wort geprägt: *Huttenus omnium mortalium audentissimus.*

Seine literarischen Verdienste hatten sich mit alledem in den Augen der Seinen nur um ein sehr bescheidenes Teil vermehrt. Er galt, als er 1513 heimkehrte, als der verlorene Sohn. Einen Titel brachte er nicht mit, und so schien er seine Zeit verloren zu haben. Da kam Hilfe von anderer Seite: Eitelwolf von Stein gründete mit dem jungen Erzbischof Albrecht v. Hohenzollern eine hohe Schule in Mainz. Er machte Hutten Mut, sich mit einem Gedicht auf Albrechts Einzug einzuführen. Der im Herbst 1514 rasch gedruckte Panegyricus wurde freundlich aufgenommen. Der erzbischöfliche Marschall Frowin v. Hutten nannte den Dichter stolz den seinigen und hielt ihm die Stange in mancherlei Verdrießlichkeiten mit den dumm-stolzen Domgeistlichen. In Mainz lernte Hutten damals den von England her durchreisenden Erasmus von Angersicht kennen, dem er eine wahrhaft religiöse Verehrung widmete. Ein Briefwechsel wurde angeknüpft

und zu Huttens stolzer Freude fortgesetzt — Erasmus ging dabei über ein kühles Wohlwollen kaum hinaus.

Im Frühling 1515 brauchte Hutten die Kur in Ems, dort bekam mit einem Schlag sein Leben eine neue Wendung. An einem Tag erfuhr er den Tod Eitelwolfs von Stein und die Ermordung seines Vettters Hans Hutten durch Herzog Ulrich v. Württemberg. Es sind die Vorgänge, die 1913 Hermann Burte in seinem „Herzog Uk“ gestaltet hat. Hans Hutten war Stallmeister des heißblütigen Herzogs und bei Jagd, Trunk und Spiel sein unzertrennlicher Gesell. Aber sie kamen sich allzu nahe, Huttens Gemahlin Ursula gefiel dem Fürsten besser, als seine stolze und zänkische Sabine von Bayern. Es kam zu einem stürmischen Auftritt, der Herzog tat einen Fußfall vor seinem Stallmeister und konnte dem nachher die Demütigung, als sie ruchbar wurde, nicht verzeihen. Hans Hutten fragte Freunde und Fremde um Rat, der Herzog stellte ihn ob dieses Verrats zur Rede, gewährte ihm den erbetenen Urlaub nicht, machte ihn durch Versprechungen sicher und erschlug den Unbewehrten meuchlings im Walde. Er war (wie die meisten Fürsten jener Zeit) Freischöffe des heimlichen Gerichts, und wollte Kläger, Richter und Henker in eigener Sache sein. Das entzündete den Zorn der ganzen Ritterschaft; die Hutten standen wie ein Mann auf, und mit einem Schlag gehörte Ulrich wieder zu den Seinen. Noch in Ems schreibt er ein Trauergedicht über den jammervollen Tod seines Vettters, das der jungen Witwe Ursula in Worten ergreifender Trauer gedenkt. Ulrichs Brauchbarkeit, in der nun notwendigen Fehde die Feder zu führen, stimmte seinen Vater weich: am 1. August 1515 konnte der Sohn seinen ersten Brief von Steckelberg aus schreiben. Dort begann er seine vier Reden gegen Herzog Ulrich. Die Redner des Altertums, Demosthenes und Cicero, waren ihm in Fleisch und Blut übergegangen, die eigne Leidenschaft half ihm bei den Zornreden, und so lieferte er ein Werk, das sich den klassischen Vorbildern würdig an die Seite stellte. Geist und Fülle der Rede, die Gabe, sich alle Umstände zu Nutz zu machen, den Feind zu schlagen und niederzuschmettern, wo er ihn trifft, den Hörer zu rühren und fortzureißen, hat er gegen Herzog Ulrich geübt, so leidenschaftlich wie Demosthenes gegen König Philipp, Cicero gegen Verres und Catilina. Mit seinem rhetorischen Denken war Hutten hier glänzend am Platze.

Das Geschlecht der Hutten nahm die schätzbaren Dienste, die ihnen Ulrichs Feder leistete, gern hin, ohne im übrigen ihr Urteil über seine



nugae poeticae zu ändern. Mit dem Vater wünschte Erzbischof Albrecht für seinen künftigen Rat — diese Stellung war dem Dichter zuge-  
dacht — Ausbildung in den Rechten, und so ging Hutten, seufzend  
über die lästige Freigebigkeit der Seinigen, zum zweitenmal nach  
Italien. Gleich das erste Epigramm, das er von Rom an Freund  
Crotus sendet, schließt: „Römisches, wenn du es suchst, findest in Rom  
du nicht mehr“. Bald fand er Freunde, wie er sie stets gebraucht hat,  
aber auch das alte Leiden begann ihn aufs neue zu plagen. Dazu kam  
die Sorge vor württembergischen Mördern, vor denen man ihn von  
Deutschland aus warnen mußte. Unbequemer wurde dem deutschen  
Ritter der Übermut der Franzosen, der durch ihren Sieg bei Marignano  
aufs höchste gesteigert war. In Viterbo hatte Hutten damals einen  
gefährlichen Wirtshausstreit mit fünf vorlauten Franzosen, der nach-  
mals oft in Vers und Bild festgehalten worden ist. Der Dichter  
mußte in Gebiete ohne französischen Einfluß weichen, ging nach Bologna  
und verwendete hier die meiste Zeit auf die Rechtswissenschaft, die  
ihm noch Jahre danach in der Erinnerung bitter schmeckte, wie ein  
Vermutstrank. Daneben verlor er sein eigenes Ziel nicht aus dem  
Auge: er studierte in Bologna Lukian unter Anleitung eines Griechen  
Tryphon und mischte fortan griechische Wendungen in das Latein  
seiner Briefe. Er lernte Johann Cochlaeus kennen und machte großen  
Eindruck auf den nachmaligen Vorkämpfer des Katholizismus. Frei-  
lich, wie andere Erasmische Naturen hat ihn Cochlaeus mehr gefürchtet,  
als geliebt, denn der kleine, schwächliche, äußerlich unscheinbare Hutten  
mit dem blonden Haar und dem dunklen Bart hatte in Ausdruck und  
Wesen viel Herbes, Strenges, ja Wildes; oft war seine Rede schnei-  
dend, ja zurückstoßend. Es mußte einer schon selbst eine starke und im  
Tiefsten männliche Natur sein, um Hutten „durchaus liebenswürdig“  
zu finden, wie Eoban Hesse. Solchen Männern gegenüber konnte  
Hutten in guten Stunden herzzgewinnende Freundschaft und Freund-  
lichkeit ausstrahlen.

Auch das Dichten ließ Hutten in Italien nicht, und zwar wirkte er  
politisch gegen Venedig, für den Kaiser, gegen welsche Habgier und  
Untreue, für deutsche Ehre und Macht. Das waren aber nicht die  
einzigen Nebenarbeiten, zu denen er neben der Rechtswissenschaft Zeit  
fand. Die Beschäftigung mit Lukian führte ihn auf die Form des  
Gesprächs, seinem Geist die angemessenste, zugleich die höchste, die  
Hutten als Künstler jemals gefunden hat. In ihr fand alles, was über  
das bloß Rhetorische hinaus in Hutten an künstlerischen Kräften lag,

Unterkunft, während das, was ihm zum großen Dichter fehlen mochte, in dieser Zwischenform am wenigsten vermisst wurde. Was sich aber von Huttens Art am vorzüglichsten in die neugefundene Form ergoß, das war sein Kampfesmut. Nicht zufällig erkor er sich gerade beim Übergang zur Dichtung der Gespräche seinen berühmten Wahlspruch: *Jacta est alea*, der dann beim Übertritt zur Reformation seinen deutschen Sinn bekommen sollte: „Ich hab's gewagt!“

Zunächst aber sollte ein Wagnis andrer Art den Humanisten und Dichter Hutten fesseln: die Dunkelmännerbriefe. Hutten hat deren zweiten Teil verfaßt. Vom ersten Teil, der aus der Feder seines Freundes Crotus stammt, hebt sich der zweite Teil deutlich ab. Jener läßt die Dunkelmänner im eignen Licht erstrahlen, bietet also mimische Satire in reinsten Form. Hutten wechselt hinüber zur pathetischen Satire, er kämpft und zürnt mit den dummen und bössartigen Widersachern, die Crotus zum Spiel seiner Laune gemacht hatte. Für Crotus steht die Arbeit an den Briefen mitten im Humanismus, für Hutten im Übergang zur Tageschriftstellerei. Bei Hutten redet hier schon die Leidenschaft des Propheten, die entflammt und fortreißt. Hutten hatte zu viel Leidenschaft, als daß er lauschend beobachten konnte, zu wenig kühles Blut und ruhiges Verweilen. Er kann sich nicht dazu bringen, die Welt mit der Ruhe des Künstlers zu betrachten, überall setzt er kämpfend seine Sache durch und zieht damit die frei spielende Form dieser Satire hinein in den schweren Kampf des Tages. Er war nicht der geborene, formale Künstler, dessen Größe Crotus am ersten Teil bewährt hat. Die ruhige Sachlichkeit, die den Künstler ausmacht, geht ihm ab. Crotus hatte sie, der als Mensch gewiß kleiner war. Hutten hat selbst seine Natur wohl erkannt und es mit großartiger Bescheidenheit ausgesprochen: *Quando enim arrogavi mihi divinum poetae nomen?*

Eng drängen sich damals die Werke Huttens, die seinen Ruf als Schriftsteller begründen: die künstlerisch wertvollsten Dialoge und die von flammender Leidenschaft durchglühten Klageschriften. Die zwei Jahre von Anfang 1519 bis März 1521 sind die Blütezeit des Schriftstellers, der auf der Höhe seines Schaffens eine staunenswerte Kraft der Sprache und eine glänzende Kunst der Rede bekundet. Auf das klassische Gepräge seiner besten Werke war Hutten mit Recht stolz. In diesen Schriften kamen ihm die besten Eigenschaften seines Wesens, Vaterlandsliebe und Mannesstolz, ritterliches Standesbewußtsein und das Gefühl seines wissenschaftlichen Wertes glänzend zu statten.

Schwung und Feuer von Suttens Rede sollten in den Kampfgesprächen der Folgezeit fortleben — unsichtbar sichtbar hat seine Feder alle die großen Kämpfe der Deutschen fortan mit durchfochten. Dazu aber bedurfte es eines weiteren Schrittes: daß er deutsch schrieb. Wenn er sich im Kampf gegen Papst und Geistlichkeit nach einem Bundesgenossen umsah, der über einen starken Rückhalt in der öffentlichen Meinung der Deutschen verfügte, so bot sich ihm Luther. Der aber dankte die Gunst der Deutschen seinen deutschen Schriften. An die Massen konnte sich Hutten nur wenden, wenn er deutsch zu schreiben begann. Suttens Übergang zur deutschen Sprache ist kein Sprung ins Dunkle, sondern wohl vorbereitet und notwendig. Er ist auch nicht etwa ein Übergang von gutem Latein zu unbeholfenem Deutsch, sondern leicht und rein gleitet die Pracht der Muttersprache aus Suttens Feder, gewaltig steigt und erstarrt die Wucht seines Wortes. Wie Hammerschläge fallen seine Zornworte gegen Rom und stellen der volkstümlichen deutschen Schriftstellerei feurige Muster vor Augen, die zünden mußten und weithin fortleuchten: ein Blutstrom von wortgewaltigen Flugschriften ergoß sich in den nächsten Jahren über Deutschland, herzbewegend, aufregend und zum erstenmal wahrhaft volkstümlich. Aber der große Anreger, der mutige Beginner, der zur rechten Stunde den Vorhang gehoben hatte vor all der bunten, reichen Pracht, sollte eben nur ihren Anfang grüßen: Morgenröte ohne Sonnenaufgang wurde sein Los.

Der Humanismus wich der Reformation, der Hutten innerlich nicht angehört. Nur die Auserlichkeiten von Luthers Werk, den Kampf gegen die Auswüchse des sichtbaren Kirchentums, die Pfründenhäufung und den Sittenverfall bei Priestern und Mönchen, hat er gesehen und verstanden — der religiöse Kern blieb ihm verschlossen. So hat er die Bewegung in der Tiefe nicht mitgemacht, die seine Zeit vollzog. Der Ritterstand focht seinen hoffnungslosen Endkampf gegen das Fürstentum, dem die Zukunft gehören sollte. Der Rittersohn Hutten stand zur letzten Hoffnung seines Standes, Franz v. Sickingen. Er versank mit der Welle, die diesen verschlang.

Suttens Tugend ist die rückhaltlose Offenheit, die goldene Ehrlichkeit, der ihn durchglühende sittliche Zorn gegen alles Schlechte, die unbeirrte, tapfere Gesinnung, die liebt, was einzig liebenswert ist: die göttliche Wahrheit, die gemeine Freiheit. Liebenswürdig groß ist allezeit der hohe Sinn des Mannes, der mit erstaunlicher Tapferkeit jahrzehntelang sein schweres Körperleiden trug, der in schmerzlich

bewegter Zeit, als Sorge jeder Art sich um ihn zusammenzog, das herrliche Wort fand: „O Welt, o Wissenschaft! Es ist eine Freude zu leben! Es blühen die Studien, die Geister regen sich: du nimm den Strick, Barbarei, und rüste dich, in die Verbannung zu gehen“ — O seculum, o literae! juvat vivere! Und unvergänglich klingt in die Zeiten hinaus neben dem gewaltigen Lutherlied Huttens tapfere Weise:

Ich hab's gewagt mit Sinnen  
Und trag des noch kein Reu,  
Mag ich nit dran gewinnen,  
Doch muß man spüren Treu,  
Damit ich's mein:  
Mit eim allein  
(Wenn man es wollt erkennen):  
Dem Land zu gut,  
Wiewohl man tut  
Ein Pfaffenfeind mich nennen.  
Ob denn mir nach tut denken  
Der Kurtisanen List:  
Ein Herz läßt sich nit kränken,  
Das guter Meinung ist.  
Ich weiß: noch viel  
Woll'n auch ins Spiel  
Und sollten's drüber sterben.  
Auf, Landsknecht gut  
Und Reuters Mut:  
Laßt Hutten nit verderben!

Das Huttenlied gehört in seiner flotten, sangbaren Kraft ohne Zweifel zum Besten, was je einem deutschen Humanisten in seiner Muttersprache gelungen ist. Es ist im Sommer 1521 gedichtet und spiegelt Huttens Stimmung unmittelbar nach Beginn seines Kleinkriegs gegen die Kurtisanen wider. Dieser Pfaffenkrieg, der Huttens letzte Jahre ausfüllt und ihm zum Verhängnis wird, hat mit der deutschen Reformation im Kern nichts zu tun; Hutten führt ihn fast allein. Seine Mittel standen in schreiendem Mißverhältnis zu seinem Zweck. Er schickte der Stadt Frankfurt einen Fehdebrief, hatte aber nicht die mindeste Macht, seinen Drohungen Nachdruck zu geben, als die Stadt es gelassen abwies, irgendwie darauf einzugehen. Als ihm der Pfalzgraf seinen Reitknecht hinrichten ließ, der bei einer Heckenreiterei abgefangen

worden war, mußte sich Hutten mit einem papierenen Protest begnügen, für den er nicht einmal einen Drucker fand. Die Stadt Straßburg fand ihn mit ein paar hundert Gulden ab, nur weil ihre Kartäuser wirklich ein sehr schlechtes Gewissen hatten und die Kartause ungeschützt vor der Stadt lag. Ein paar Standesgenossen standen wohl unserm Ritter zur Seite, aber nur als Unterhändler. Sonst wirkten Huttens Drohbrieife nur, weil ihnen die Macht und der Ruf Sickingens Nachdruck zu verleihen schienen.

Das sind die Voraussetzungen, unter denen Hutten — omnium hominum audentissimus — seinen Pfaffenkrieg ankündigte, in dessen Verlauf er sogar die päpstlichen Nuntien aufzuheben sich vermaß. Man staunt dabei, wie unschuldig im Kern Huttens Forderungen waren: Abschaffung des Straßenraubs und der kaufmännischen Monopolien, die sich bisher gegenseitig gerechtfertigt hatten; Minderung der ungezählten Priesterstellen und der Geldzahlungen nach Rom; Einschränkung der Streitsucht der Anwälte und der üppigen Lebensweise, die den Fuggern ermöglichte, das deutsche Geld für nichtige Waren ins Ausland zu tragen. Das waren die Wünsche einer „Umsturzpartei“, die zur Erreichung derartig sanfter Ziele entschlossen war, in Staat und Kirche das Unterste zu oberst zu kehren, und zu diesem Zweck auch vor der Zerstörung von Glaube und Sitte nicht zurückschreckte. So ist Huttens Wirken im letzten Abschnitt seines Lebens beherrscht von der Vertretung der unklaren Forderungen und Stimmungen seines Stands, als dessen Mitglied durch die Fehden sich zu bekennen sein höchster Stolz war. Er wollte lieber ein Empörer, als ein Reher heißen, verlor aber darüber auch den Boden seiner bisherigen literarischen Stellung unter den Füßen und sank unaufhaltsam ins Verderben. Schon ehe im Mai 1523 mit der Feste Landstuhl die letzte der Herbergen der Gerechtigkeit fiel, mußte Hutten aus Deutschland fliehen, weil die Heimat buchstäblich keine Stätte mehr für den kämpfenden Ritter hatte. Im November 1522 gelangte er nach Basel und suchte Zuflucht bei Erasmus. Der wich seinem Besuch aus und vermied jede Berührung. Das war weder tapfer noch freundschaftlich, aber Erasmus ist dafür doch härter gescholten worden, als er verdiente. Daß seine Gunst ein Almosen war, das einem sterbenden Unglücklichen in Erinnerung an frühere Leistungen erwiesen wurde, konnte er damals noch nicht wissen. Helfen konnte er dem Geächteten nicht, denn er war selbst bedroht und in Basel nur geduldet. Mehr als den Ritter scheute er dessen lauten, unerfreulichen Anhang von Zechern und Spielern.

Und daß Erasmus den stillen Frieden seiner Studierstube zu wahren bemüht war, ist ihm kaum zu verdienen, um so weniger, als er doch von seiner Arbeitsruhe recht nützlichen Gebrauch zu machen pflegte. Wiederum ist es auch Hutten nicht zu verdienen, daß er über den Treulosen die volle Schale seines Zornes leerte: zu Anfang des Jahres 1523 richtete er gegen Erasmus seine Expostulatio, die letzte seiner großen Zornreden, die Erasmus mit seiner Spongia nicht hat auslöschen können. Aus Basel war Hutten Mitte Januar 1523 ausgewiesen worden. Geächtet und gebannt, totkrank, vom Pöbel bedroht, wich er zuerst nach Mülhausen und von da im Mai nach Zürich. Dort ist seine letzte Schrift entstanden, der Libellus in tyrannos, gegen die Reichsfürsten, nie gedruckt und für uns verloren.

Über Huttens letzten Tagen waltet Zwinglis milde und feste Hand. Auf der Insel Ufnau im Züricher See ist am 29. August 1523 der müde Kämpfer gestorben. Nachdem sein Leiden auch Schlund und Speiseröhre ergriffen hatte, mußte er verhungern. Eine Feder ließ er als einzigen Besitz. Das Schwert, das ihm Konrad Ferdinand Meyer in seiner Dichtung von 1871 noch gibt, ist schon dichterische Erfindung. Die Gefühlseligkeit, mit der man im 19. Jahrhundert den Schleier von den letzten Tagen des einsam gewordenen Mannes zu heben versucht hat, würde er selbst mit grimmigem Lächeln zurückweisen. Der Tod war für ihn Erlösung aus unrettbarer Lage. Hutten ist nicht gescheitert, weil er seine Unternehmungen alle zugleich und sofort durchführen wollte, wie es David Friedrich Strauß dargestellt hat. Er ließ sich vielmehr von dem Gedanken eines auf eigne Faust zu führenden Pfaffentriebs beherrschen und Schritt für Schritt auf dieser abschüssigen Bahn forttreiben. Durch sein Verhältnis zu Sickingen wurde er zum abgesagten Feinde des im inneren Leben Deutschlands siegreich aufsteigenden Fürstenstands und schnitt sich damit die Rückkehr zu den ihm durch Talent und Vorbildung gewiesenen friedlichen Berufen ab. Trotz allem hat gerade dieser Ausgang die Gunst der Nachwelt für Hutten gesteigert und ihn zum erklärten Liebling der romantischen Geschichtsforschung erhoben. Der durch die Übermacht widriger Verhältnisse verursachte Untergang hat dem Helden den Schimmer tragischer Größe verliehen.